

frühesten Blättern zu viel Staffage anbringt, den Baumschlag akademisch bildet, betont auch den Einfluß der mehr handwerklichen holländischen Stecher und zeigt, wie Merian diese Hemmnisse überwindet und sich zu einfacher Landschaftswiedergabe in seinen Aufnahmen durcharbeitet; ich glaube, man kann diese Ansicht als die richtige gelten lassen. Der Reiz, den die kleinen Blätter auf den empfänglichen Beschauer ausüben, liegt in der Einfachheit und Wahrheit der Landschaftsbilder und der Ortschaften, wobei noch der kulturgeschichtliche Einschlag mitwirkt, deutsche und schweizer Ortschaften und Schlösser zu sehen, wie sie unzerstört vor dem großen Krieg ausschauten, belebt durch zeitgenössische Figuren in ihrem Tun und Treiben, so z. B. die Ansicht des Züricher Sees, auf welchem Blatte zweifellos der Künstler sich selbst zeichnend am Seegegestade angebracht hat. Als besonders anziehende Darstellungen möchte ich auf folgende Blätter hinweisen: den bereits erwähnten Züricher See, in zwei Darstellungen, zu Menz, Lauffen, Waldl an der Birst, Gebirgsbach mit zwei Brückenstegen, einige Waldbilder mit zersplitterten Bäumen im Vordergrund, eine Waldwiese mit zwei Bauern als Staffage, Schloß Münchenstein, Fischers Häuslein, Hiltelingen, Dellsparg, unbezeichneter Waldsee, Angenstein, Bergl bei Stuttgart, bei Hinzingen, Neckar bei Cannstadt, Wolfsbrunn bei Heidelberg, Rheininseln mit zwei Mönchen im Vordergrund, bei Viechstuhl, Klehben bei Basel, Lustgarten in Stuttgart usw. Beim Betrachten dieser Landschaftsfolgen, vielfach gerade der unbezeichneten Blätter, kommt einem der Vergleich, daß der Künstler gewissermaßen, wie ein allein phantasierender Musiker, sich den Stimmungen hingeeben habe, die die Gegend, Luft und Licht in ihm erregt hatten und ihn zur Fixierung des Bildes drängten, ohne irgendwelche Nebenabsicht, entgegengesetzt dem späteren Merian der Frankfurter Zeit, wo in seinen Platten das berechnende und kaufmännische Denken die künstlerische Handhabung vielfach hindernd beeinträchtigt. Der Frankfurter Merian kommt aber noch vielleicht in Betracht durch die schon in Frankfurt herausgegebene Bilderbibel, von der Burckhardt nachweist, daß die landschaftlichen Hintergründe fast durchweg Motive sind, die der Baseler Umgebung entnommen sind und deren Platten noch in der Baseler Zeit radiert worden sein mögen; sie tragen auch die charakteristischen Merkmale der hier geschilderten Landschaften der Epoche 1615—25. — Vielleicht geben diese Zeilen einem Kunsthistoriker Veranlassung, den Merian-Landschaften dieser Jahre einmal nachzugehen, sie kritisch zu sichten und Plattenzustände, Gegendrucke und Kopien festzustellen, deren es zahlreiche gibt. Über Matthaeus Merian und seine Söhne und Nachfolger gibt es noch keine erschöpfende Monographie. Unser Kollege Eckardt hat wohl ein verdienstliches Buch über den Künstler geschrieben, das sich aber in der Hauptsache doch nur mit den Topographien beschäftigt (der Herr Verfasser macht uns Hoffnung auf eine neue Bearbeitung); eine Gesamtdarstellung des Oeuvre von Matthaeus Merian bleibt noch der Zukunft vorbehalten\*). Noch möchte ich allerdings des so liebenswürdig geschriebenen Buches des Schweizer S. Burckhardt-Verthemann gedenken, welches von einer gründlichen Kenntnis und liebevoller Versenkung in das Schaffen des Baseler Landmannes erfüllt ist und das sich sehr angenehm liest; ich verdanke der feinsinnigen Arbeit manche Anregung, auch einige örtliche Bezeichnungen mancher Blätter der Baseler Umgegend habe ich dem Buche entnommen, dessen erste Abteilung Merians Jugendjahre behandelt.

Als Abschluß möchte ich noch auf einige Merian-Porträts hinweisen, die in meinem Sammelbande eingeklebt sind. Porträt en face nach rechts, Brustbild in Mantel mit übergeschlagenem Hemdenkragen, barhäuptig, mit Vollbart und der Unterschrift Matthaeus Merian, Chalcographus, Francofurti R. C. excud., in Kleinquart. Der Künstler mag in dieser Abbildung in der Mitte der Dreißig dargestellt sein; das Porträt ist nicht hervorrageud. Weit künstlerisch wertvoller ist eine ungefähr gleich große Radierung, welche Merian ebenfalls en face, aber links blickend darstellt, auch barhäuptig, dichtes, schwarzes Haar und Vollbart, etwas kürzer gehalten, in einem gestreiften Wams mit Spitzenkragen; Brust-

bild auf einem Sodel von zwei geflügelten Genien getragen, in dem leeren Schild Rod. Meyer sc. Der Ausdruck der Züge ist hier feiner und geistiger, ein ernster, denkender Kopf blickt uns an. Beide Porträts sind nicht häufig. Am bekanntesten ist das dritte Bildnis, ein Gürtelbild nach links, en face, mit Mantel und übergeschlagenem Hemdenkragen; in der rechten Hand hält Merian einen Kupferstich, links oben das Zeichen Merians, der Storch, unten die Unterschrift Matthaeus Merian, Bibliopola et Iconographus celeberr. und achtzeilige lateinische Widmung. Das Haupthaar etwas gelichtet, der Bart ergraut, dürfte das Kupfer den Künstler als höheren Fünfziger darstellen; ein etwas leidender Gesichtsausdruck ist unverkennbar. Dieses Porträt ähnelt am meisten der Darstellung des Künstlers auf dem Familienbilde, das 1641 von der Hand M. Merians des Jüngeren angefertigt wurde, welches sich nach Angabe Burckhardts in dem Besitze von Alfred Merian-Thurneysen befindet, doch erscheint Merian auf der Radierung älter, sodaß man nach der lateinischen Lobpreisung annehmen kann, daß das Porträt nach seinem Tode 1650 ediert worden ist. Matthaeus Merian ist nur siebenundfünfzig Jahre alt geworden und in Schwabach gestorben, wohin er krankheits halber übergesiedelt war; in diese Zeit mag das Porträt zu setzen sein; ein schmerzlich nachdenkender Zug umspielt die Lippen und spricht aus den Augen. So verklingt das arbeitsreiche Leben des großen Frankfurter Verlegers still in dem kleinen von Waldbergen umschlossenen Langenschwalbach, während seine Söhne Matthias der Jüngere und Caspar den Kunstverlag weiterführten, ausbauten und der Betrieb sich noch in weiteren Generationen erfolgreich erhielt.

## Daniel Sander,

ein Berliner Verleger vor hundert Jahren.

Von Maximilian Müller-Jabusch.

In dem lebendigsten literarischen Porträt Berlins im Jahre 1806, in Fontanes »Schach von Wuthenow«, wird der Berliner Bürgerstand durch eine einzige Person vertreten, den Buchhändler Daniel Sander, den wir im Salon der Frau von Carayon so gut treffen wie in der Villa des genialen Prinzen Louis Ferdinand. Als Fontane diese Figur in seine Erzählung einfügte, wird er noch aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben, Beweis genug, welches Ansehens sich das historische Vorbild dieser Romanfigur einmal erfreut hat.

Daniel Sander hat im literarischen Leben Berlins in der Zeitspanne von etwa 1798—1807 tatsächlich eine bedeutende Rolle gespielt, als Verleger wie als Mensch. Archivistudien, die ich für eine Neuauflage der Erinnerungen Garlieb Merkel's treiben mußte (sie sind dieser Tage unter dem Titel »Therites« bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin erschienen), führten ganz zwanglos auf Sander, dessen Briefwechsel mit A. A. Böttiger, Geheimem Konsistorialrat in Weimar und Dresden, jenem ungemein betriebsamen Vielschreiber, den Goethe und Schiller wenig liebten, eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte jener Tage in Berlin darstellt. In der mikroskopisch kleinen Schrift füllt dieser Briefwechsel zwei dicke Bände, die die Landesbibliothek in Dresden aufbewahrt. Tausenderlei steht darin, Kleines und Großes, Wertloses und Wertvolles, genug, um auch ein Bild von der eigentümlichen Persönlichkeit des Brieffschreibers zu entwerfen. Sander war Geschäftsführer der Böscheschen Buchhandlung, als er gegen Ende des Jahrhunderts den Entschluß faßte, sich selbständig zu machen. Die Umstände waren die allerbesten, denn Berlin hatte literarischen Ehrgeiz, ohne aber Verleger größeren Stils zu haben. Sein Hauptgeschäft freilich machte er mit einem Autor, den wir heute bestenfalls der Marlitt gleichstellen können, mit jenem August Lafontaine, der, bei Halle in einem Häuschen sitzend, eine kaninchenhafte literarische Fruchtbarkeit entfaltete. Seine Romane hießen etwa: »Die Familienpapiere oder die Gefahren des Umgangs« und »Der Hausvater oder Das liebt sich! und warum?«. Er selbst äußerte sich Merkel gegenüber: »Das Schreiben macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Roman ersinne ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehe mag.« »Aber die Feile«, wirft Merkel ein. »Nach einem Stoden gestand er mir«, fährt Merkel fort, »daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der Tat gehört diesem das Verdienst des reinen Stils wie sogar oft des

\*) Ein bekannter Mecklenburgischer Sammler arbeitet schon seit Jahren daran.